

Leseprobe



Hermann Multhaupt

Weihnachtsnacht & Kerzenschein

Das große nostalgische Weihnachtsbuch

232 Seiten, 13 x 18,5 cm, gebunden,
zahlreiche farbige Abbildungen

ISBN 9783746241340

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2014

Hermann Multhaupt

*Weihnachtsnacht
& Kerzenschein*

Das große nostalgische
Weihnachtsbuch

Geschichten · Gedichte · Bräuche · Rezepte

benno

Inhaltsverzeichnis

Advent	6
Das Weihnachtsfest	76
Heilige Drei Könige	199





Advent



Bräuche in der Advents- und Weihnachtszeit



Die Advents- und Weihnachtszeit ist von zahlreichen Bräuchen geprägt, die zum Teil vorchristlichen Ursprungs sind und von den ersten Glaubensboten übernommen und umgedeutet wurden. Antike Einflüsse sind hier ebenso festzustellen wie zum Beispiel vorchristliche Totenfeiern.

Bekannt sind etwa die „Roratessen“, die „Herbergssuche“ oder das „Frautragen“. Doch auch die Heiligen der Advents- und Weihnachtszeit wie Barbara, Nikolaus und Luzia bereichern den Festkreis durch auf sie ausgerichtete Feiern. Beliebt waren und sind die Advents- und Weihnachtsspiele, die die Geburt des Jesuskindes im Stall von Bethlehem thematisieren.

MARTINSTAG

Der hl. Martin ist gleichsam der Vorbote der Adventszeit, denn nach seinem Fest am 11. November begann die einst sechswöchige Advents- und Bußzeit als Hinführung auf Weihnachten. Über viele Jahrhunderte war er ein Fixpunkt im kirchlichen und politischen Jahresablauf. Er war Zahltag! An diesem Tag wurden die Zins- und Pachtzahlungen fällig und die Hirten sowie Knechte und Hausmägde erhielten ihren Jahreslohn. Heute begehen kirchliche Gemeinden den Martinstag mit einem festlichen Umzug, an dem sich vor allem Kinder beteiligen. Dem Zug voraus reitet ein in ein Bischofsgewand gekleideter Mann, dem die Kinder mit ihren Laternen folgen und dazu bestimmte Martins- und Laternenlieder singen. Martin, um 316 im heutigen Ungarn geboren, gehörte seit seinem 15. Lebensjahr zur Gardekavallerie des römischen Kaisers Konstantin (285–337) mit dem Standort in Gallien. Als 18-Jäh-

riger teilte er – so erzählt die Legende – in einer rauen Winternacht mit einem frierenden Bettler seinen Mantel. In Amiens empfing er die Taufe und bat bald darauf um seinen Abschied vom Regiment. Der hl. Bischof Hilarius von Poitiers (315–367) unterrichtete Martin in Theologie. 371 sollte er zum Bischof von Tours gewählt werden, doch versteckte er sich nach der Überlieferung in einem Gänsestall, weil er sich für unwürdig für dieses Amt hielt. Das Geschnatter der Gänse verriet ihn jedoch. Er wurde ein eifriger Seelenhirte. Am 8. November 397 starb er in Candes an der Loire. Martin war der erste Heilige, der nicht durch ein Martyrium zur Ehre der Altäre aufstieg. Dafür erleiden jährlich unzählige „Martinsgänse“ ein „Martyrium“.

DEZEMBER

Der Dezember ist reich an Brauchtum, und dabei spielt auch die Zahlensymbolik eine gewisse Rolle: Im Christentum ist die Zwölf eine Zahl voller Bedeutungen, und der Dezember ist immerhin der zwölfte Monat des Jahres. Die Zwölf gilt als „vollkommene Zahl“. Es gibt insgesamt zwölf Monate, zwölf Stunden hat der Tag, zwölf Stunden die Nacht. Es gibt die zwölf Stämme Israels, Jesus hatte zwölf Apostel, und um das Mittwinterfest waren die zwölf Nächte geheiligt und reich an Brauchtum.

Nach dem altrömischen Kalender ist der Dezember allerdings der zehnte Monat (*decem* bedeutet zehn), da das Jahr früher mit dem März begann. Unsere Vorfahren sprachen vom „Wintermond“ oder auch „Christmond“. Für Karl den Großen war er der „Heilige Monat“. Im Norden Europas war der Dezember als „Julmonat“ bekannt, in des-



Bratäpfel

ZUTATEN:

- 4 große Äpfel, am besten Boskop
- 50 g Mandelsplitter, 50 g Rosinen
- 4 TL Aprikosenkonfitüre oder Honig
- 1 Prise Zimt, etwas Butter

Äpfel waschen, Kerngehäuse entfernen. Mandeln, Rosinen, Konfitüre und Zimt vermischen. Füllung mit einem Teelöffel in die Öffnung der Äpfel geben. Auf jeden Apfel ein Butterflöckchen geben. Im vorgeheizten Backofen bei 200 °C etwa 25 min backen. Besonders gut schmecken die Bratäpfel mit Vanillesauce oder Vanilleeis.

sen Mittelpunkt das Julfest stand. „Jul“ hieß bei den nordgermanischen Völkern „Zeit der Schneestürme“. Da der Wolf von den Menschen vergangener Jahrhunderte als gefährliches Tier eingestuft wurde, der sogar das Licht des Tages verschlang, hieß der Dezember auch „Wolfsmond“. Auf „Gebildbrotten“ bildete man sein Konterfei ab. Am 1. Dezember sollen die sündhaften Städte Sodom und Gomorrha durch Feuer, das vom Himmel regnete, zerstört worden sein.

Leise rieselt der Schnee

Text und Melodie: Eduard Ebel, 1895



G D G
 Lei - se - rie - selt der Schnee, —
 C G
 still und starr ruht der See, —
 D H7 e
 weih - nacht - lich glän - zet der Wald. —
 a D G
 Freu - e dich, Christ - kind kommt bald! —

In den Herzen wird's warm,
 still schweigt Kummer und Harm,
 Sorge des Lebens verhallt.
 Freue dich, Christkind kommt bald!

Bald ist heilige Nacht,
 Chor der Engel erwacht,
 hört nur, wie lieblich es schallt!
 Freue dich, Christkind kommt bald!

ADVENT

Das lateinische Wort *adventus* (Ankunft) deutet schon an, dass die Zeit vor Weihnachten auf die Ankunft des göttlichen Erlösers Jesus Christus vorbereiten soll. Das geschah früher weitaus intensiver als heute. Früher war die Adventszeit eine Zeit der Buße und der Entsagung. Feste und Lustbarkeiten waren verboten. Es durfte auch nicht geheiratet werden. Heute ist das Gegenteil der Fall: Der Konsumrausch lässt vielerorts die besinnliche Vorbereitung auf Weihnachten erst gar nicht zu. Und selbst dort, wo Turmbläser oder Adventssinger eine vorweihnachtliche Stimmung zaubern möchten, geraten diese Initiativen leicht zum „Event“.

Der Ursprung der Adventsbräuche lässt sich bis ins 5. Jahrhundert ins Gebiet um Ravenna zurückverfolgen. Papst Gregor der Große setzte die Zahl der Adventssonntage – ursprünglich gab es nur einen unmittelbar vor Weihnachten – auf vier fest. Doch diese Praxis hat sich nicht überall verbreitet. In Mailand soll die Adventszeit noch sechs Wochen betragen, ebenso im mozarabischen Kalender in Spanien sowie bei der syrisch-orthodoxen und anderen orientalischen Kirchen. Es waren die Franziskaner, die im 13. Jahrhundert für die Ausbreitung des Vier-Wochen-Rhythmus sorgten. Papst Pius V. bestätigte um 1550 die römische Adventsliurgie – mit Ausnahme in Mailand. Jeder der vier Adventssonntage steht unter einem bestimmten liturgischen Schwerpunkt.

Bußlied im Advent

nach Melchior Ludolf Herold

Auf, Sion, dein Verlangen,
 dein König kommt zu dir!
 O eil, ihn zu empfangen,
 schließ auf des Herzens Tür.
 Verlass der Sünde Wege,
 jetzt ist die Gnadenzeit;
 dein Eifer werde rege,
 zum Bußetun bereit.

Dein Heiland kommt auf Erden,
die Liebe leitet ihn;
mit freundlichen Gebärden
will er dich nach sich ziehn.
Sein Blick ist nicht zum Schrecken,
er hat die größte Kraft,
Vertrauen zu erwecken,
die reine Freude schafft.

Was kann ihn denn verhindern?
Ist deine Sünde schuld?
Er kommt, dein Leid zu lindern,
aus lauter Lieb und Huld;
er kommt dir zu Gefallen,
zu deiner Seelenruh;
ohn Sünde, sonst in allem
wird er ein Mensch wie du.

Auf! Auf! Ohn' all Verweilen!
Denn dein Erlöser kann
die Sündenwunden heilen,
nur zweifle nicht daran.
Er stillt durch seine Güte
den größten Seelenschmerz.
Gießt Trost in das Gemüte
und Freud in unser Herz.

Er sehnt sich mit Begierde,
ein Gast bei dir zu sein,
der Herr, des Himmels Zierde,
kehrt willig bei dir ein.
Drum gib in diesem Leben
dich ihm zum Dienste dar,
prüf dich, mach gleich und eben,
was krumm und ungleich war.

Karl Heinrich Waggenerl

Die stillste Zeit im Jahr



Immer am zweiten Sonntag im Advent stieg der Vater auf den Dachboden und brachte die große Schachtel mit dem Krippenzeug herunter. Ein paar Abende lang wurde dann fleißig geleimt und gemalt, etliche Schäfchen waren ja lahm geworden, und der Esel musste einen neuen Schwanz bekommen, weil er ihn in jedem Sommer abwarf wie ein Hirsch sein Geweih. Aber endlich stand der Berg wieder wie neu auf der Fensterbank, mit glänzendem Flitter angeschnitten, die mächtige Burg mit der Fahne auf den Zinnen und darunter der Stall. Das war eine recht gemütliche Behausung, eine Stube eigentlich, sogar der Herrgottswinkel fehlte nicht und ein winziges ewiges Licht unter dem Kreuz. Unsere Liebe Frau kniete im seidenen Mantel vor der Krippe, und auf der Strohschütte lag das rosige Himmelskind, leider auch nicht mehr ganz heil, seit ich versucht hatte, ihm mit der Brennschere neue Locken zu drehen. Hinten standen Ochs und Esel und bestaunten das Wunder. Der Ochs bekam sogar ein Büschel Heu ins Maul gesteckt, aber er fraß es ja nie. Und so ist es mit allen Ochsen, sie schauen nur und schauen und begreifen rein gar nichts.

Weil der Vater selber Zimmermann war, hielt er viel darauf, dass auch sein Patron, der heilige Joseph, nicht nur so herumlehnte, er dachte sich in jedem Jahr ein anderes Geschäft für ihn aus. Joseph musste Holz hacken oder die Suppe kochen oder mit der Laterne die Hirten einweisen, die von überallher gelaufen kamen und Käse mitbrachten oder Brot oder was sonst arme Leute zu schenken haben.

Es hauste freilich ein recht ungleiches Volk in unserer Krippe, ein Jäger, der zwei Wilddiebe am Strick hinter sich herzog, aber auch etliche Zinnsoldaten und der Fürst Bismarck und überhaupt alle Bestraften aus der Spielzeugkiste.



Ganz zuletzt kam der Augenblick, auf den ich schon tagelang lauerte. Der Vater klemmte plötzlich meine Schwester zwischen die Knie, und ich durfte ihr das längste Haar aus dem Zopf ziehen, ein ganzes Büschel mitunter, damit man genügend Auswahl hatte, wenn dann ein golden gefiederter Engel darangeknüpft und über der Krippe aufgehängt wurde, damit er sich unmerklich drehte und wachsam umherblickte.

Das Gloria sangen wir selber dazu. Es klang vielleicht ein bisschen grob in unserer breiten Mundart, aber Gott schaut

seinen Kindern ja ins Herz und nicht in den Kopf oder aufs Maul. Und es ist auch gar nicht so, dass er etwa nur Latein verstünde.

Mitunter stimmten wir auch noch das Lieblingslied der Mutter an, das vom Tannenbaum. Sie beklagte es ja oft, dass wir so gar keine musikalische Familie waren. Nur sie selber konnte gut singen, hinreißend schön für meine Begriffe, sie war ja auch in ihrer Jugend Kellnerin gewesen. Wir freilich kamen nie über eine Strophe hinaus. Schon bei den ersten Tönen fing die Schwester aus übergroßer Ergriffenheit zu schluchzen an. Der Vater hielt ein paar Takte länger aus, bis er endlich merkte, dass seine Weise in ein ganz anderes Lied gehörte, etwa in das von dem Kanonier auf der Wacht. Ich selber aber konnte in meinem verbohrt Grübeln, wieso denn ein Tannenbaum zur Winterzeit grüne Blätter hatte, die zweite Stimme nicht halten. Daraufhin brachte die Mutter auch mich mit einem Kopfstück zum Schweigen und sang das Lied als Solo zu Ende, wie sie es gleich hätte tun sollen. Advent, sagt man, sei die stillste Zeit im Jahr. Aber in meinem Bubenalter war es keineswegs die stillste Zeit. In diesen Wochen lief die Mutter mit hochroten Wangen herum, wie mit Sprengpulver geladen, und die Luft in der Küche war sozusagen geschwängert mit Ohrfeigen. Dabei roch die Mutter so unbeschreiblich gut, überhaupt ist ja der Advent die Zeit der köstlichen Gerüche. Es duftet nach Wachslatern,

nach angesengtem Reisig, nach Weihrauch und Bratäpfeln. Ich sage ja nichts gegen Lavendel und Rosenwasser, aber Vanille riecht doch eigentlich viel besser, oder Zimt und Mandeln.

Mich ereilten dann die qualvollen Stunden des Teigrührens. Vier Vaterunser das Fett, drei die Eier, ein ganzer Rosenkranz für Zucker und Mehl. Die Mutter hatte die Gewohnheit, alles Zeitliche in ihrer Kochkunst nach Vaterunsern zu bemessen, aber die mussten laut und sorgfältig gebetet werden, damit ich keine Gelegenheit fände, den Finger in den köstlichen Teig zu tauchen. Wenn ich nur erst den Bubenstrümpfen entwachsen wäre, schwor ich mir damals, dann wollte ich eine ganze Schüssel voll Kuchenteig aufessen, und die Köchin sollte beim geheizten Ofen stehen und mir dabei zuschauen müssen! Aber leider, das ist einer von den Knabenträumen geblieben, die sich nie erfüllt haben.

Am Abend nach dem Essen wurde der Schmuck für den Christbaum erzeugt. Auch das war ein unheilswangeres Geschäft. Damals konnte man noch ein Buch echten Blattgoldes für ein paar Kreuzer beim Krämer kaufen. Aber nun galt es, Nüsse in Leimwasser zu tauchen und ein hauchdünnes Goldhäutchen herumzublasen. Das Schwierige bei der Sache war, dass man vorher nirgendwo Luft von sich geben durfte. Wir saßen alle in der Runde und liefen braunrot an vor Atemnot, und dann geschah es eben doch, dass jemand plötzlich niesen musste. Im gleichen Augenblick segelte eine Wolke von glänzenden Schmetterlingen durch die Stube. Einerlei, wer den Zauber verschuldet hatte, das Kopfstück bekam jedenfalls ich, obwohl es nur bewirkte, dass sich der goldene Unsegen von Neuem in die Lüfte hob. Ich wurde dann in die Schlafkammer verbannt und musste Silberpapier um Lebkuchen wickeln, um ungezählte Lebkuchen.

Kurz vor dem Fest, sinnigerweise am Tag des ungläubigen Thomas, musste der Wunschzettel für das Christkind geschrieben werden, ohne Kleckse und Fehler, versteht sich, und mit Farben sauber ausgemalt. Zuoberst verzeichnete ich anstandshalber, was ja ohnehin von selber eintraf, die Pudelhäube oder jene Art von Wollstrümpfen, die so entsetzlich bissen, als ob sie mit Ameisen gefüllt wären. Darunter aber schrieb ich Jahr für Jahr mit hoffnungsloser Geduld den kühnsten meiner Träume, den Anker-Steinbaukasten, ein Wunderwerk nach al-

lem, was ich davon gehört hatte. Ich glaube ja heute noch, dass sogar die Architekten der Jahrhundertwende ihre Eingebungen von dorthier bezogen haben.

Aber ich selber bekam ihn ja nie, wahrscheinlich wegen der ungemein sorgfältigen Buchhaltung im Himmel, die alles genau verzeichnete, gestohlene Zuckerstücke und zerbrochene Fensterscheiben und ähnliche Missetaten, die sich durch ein paar Tage auffälliger Frömmigkeit vor Weihnachten auch nicht mehr abgelten ließen.

Wenn mein Wunschzettel endlich fertig vor dem Fenster lag, musste ich aus brüderlicher Liebe auch noch den für meine Schwester schreiben. Ungemein zungenfertig plapperte sie von einer Schlafpuppe, einem Kramladen, lauter albernes Zeug. Da und dort schrieb ich wohl ein heimliches „Muss nicht sein“ dazu, aber vergeblich. Am Heiligen Abend konnte sie doch eine Menge von Früchten ihrer Unverschämtheit ernten.

Der Vater, als Haupt und Ernährer unserer Familie, brauchte natürlich keinen Wunschzettel zu liefern. Für ihn dachte sich die Mutter in jedem Jahr etwas Besonderes aus. Ich erinnere mich noch an ein Sitzkissen, das sie ihm einmal bescherte, ein Wunderwerk aus bemaltem Samt, mit einer Goldschnur eingefasst. Er bestaunte es auch sehr und lobte es überschwänglich, aber eine Weile später schob er es doch heimlich wieder zur Seite. Offenbar wagte es nicht einmal er, auf einem röhrenden Hirschen zu sitzen, mitten im Hochgebirge.

Für uns Kinder war es hergebracht, dass wir nichts schenken durften, was wir nicht selber gemacht hatten. Meine Schwester konnte sich leicht helfen, sie war ja immerhin ein Frauenzimmer und verstand sich auf die Strickerei oder sonst eine von diesen hexenhaften Weiberkünsten, die mir zeitlebens unheimlich gewesen sind. Einmal nun dachte auch ich etwas Besonderes zu tun. Ich wollte den Nähssessel der Mutter mit Kufen versehen und einen Schaukelstuhl daraus machen, damit sie ein wenig Kurzweil hätte, wenn sie am Fenster sitzen und meine Hosen flicken musste. Heimlich sägte ich also und hobelte in der Holzhütte, und es geriet mir auch alles vortrefflich. Auch der Vater lobte die Arbeit und meinte, es sei eine großartige Sache, wenn es uns nur auch gelänge, die Mutter in diesen Stuhl hineinzulocken.

Aber aufgeräumt, wie sie am Heiligen Abend war, tat sie mir wirklich den Gefallen. Ich wiegte sie, sanft zuerst und allmählich ein bisschen schneller, und es gefiel ihr ausnehmend wohl. Niemand merkte jedenfalls, dass die Mutter immer stiller und blasser wurde, bis sie plötzlich ihre Schürze an den Mund presste – es war durchaus kein Gelächter, was sie damit ersticken musste. Lieber, sagte sie hinterher, weit lieber wollte sie auf einem wilden Kamel durch die Wüste Sahara reiten, als noch einmal in diesem Stuhl sitzen! Und tatsächlich, noch auf dem Weg zur Mette hatte sie einen glasigen Blick, etwas seltsam Wiegendes in ihrem Schritt.

ADVENTSKRANZ

Der evangelische Pfarrer Johann Hinrich Wichern (1808–1881) gründete 1833 in Hamburg eine diakonische „Erziehungsanstalt“ für bedürftige und heimatlose Kinder und Jugendliche, um ihnen eine Berufsausbildung zu verschaffen. Sie erhielt den Namen „Rauhes Haus“. Hier entstand Mitte des 19. Jahrhunderts der Adventskranz mit 24 Lichtern, der an der Decke aufgehängt wurde. Sonntags erstrahlten im Betsaal große Kerzen, werktags kleine. Die Wände und später der Adventskranz selbst wurden mit Tannengrün geschmückt. Zunächst waren es protestantische Familien der sogenannten „besseren Gesellschaft“, die den Adventskranz in ihre Häuser einführten. Heute ist er überall in verschiedensten Ausstattungen verbreitet.

Als Pfarrer Wichern um 1860 Oberkonsistorialrat auch im Waisenhaus Berlin wurde, nahm er den Adventsbrauch mit. Hier ersetzte man den Kranz durch einen Leuchter in Form eines Baumes, denn die 24 Kerzen ließen sich besser am Bäumchen als am Kranz unterbringen. In den evangelischen Gemeindehäusern, Kinderheimen und Schulen im Norden Deutschlands hielt der Lichterkranz sehr bald Einzug. Doch auch Familien profitierten von diesem Schmuck. Da Lichterkranze jedoch viel Platz wegnehmen, verkleinerte man ihn auf einen Kreis mit vier Kerzen, stellvertretend für die vier Adventssonntage. Es dauerte Jahrzehnte, bis der Adventskranz seinen Siegeszug vom Norden in südliche Gefilde antrat. Der erste Adventskranz in einer katholischen Kirche

hing 1925 in Köln, fünf Jahre später in München. Der Kreis ist ein Sonnensymbol, er steht auch für Harmonie und Vollendung. Das Grün der Tannenzweige mag die Hoffnung versinnbildeln. Die Kerzen stehen für das Licht, das mit Weihnachten durch die Geburt Jesu in die Welt kam.

ADVENTSKALENDER

Der Adventskalender fehlt in der Vorweihnachtszeit wohl in keinem Kinderzimmer. An 24 Tagen der Adventszeit öffnen Kinder die Türen des farbenprächtigen und reich verzierten Kalenders, bis der Heilige Abend ihnen das weihnachtliche Geschehen vor Augen führt. Die Bilder, die sich hinter den Türchen darbieten, sollen eigentlich religiöse Motive zeigen. Sie verweisen auf die großen Gestalten der Adventszeit, angefangen von der hl. Barbara, dem hl. Nikolaus und der hl. Luzia, darüber hinaus sind zahlreiche Motive und Symbole abgebildet, beispielsweise eine Kerze, ein Tannenzweig, ein schön verpacktes Geschenk. Doch inzwischen verbergen viele Kalender hinter den geschlossenen Türen kleine Leckereien. Das war nicht immer so und ist auch nicht der eigentliche Sinn des Adventskalenders.

Es begann eigentlich damit, dass Kinder in vorwiegend protestantischen Häusern an einer Zimmerwand 24 Kreidestriche vorfanden und jeden Tag einen Strich wegwischen konnten, bis Weihnachten vor der Tür stand. Eine Alternative war, 24 Strohhalme in die leere Krippe zu legen, um so dem Jesuskind im Stall von Bethlehem das schlichte Bett etwas bequemer zu machen. Oft durften die Kinder auch einen Strohalm in die Krippe legen, wenn sie eine gute Tat getan hatten oder besonders lieb gewesen waren. Es gibt vielerorts auch die Adventskerze, die in 24 Felder aufgeteilt ist und von der jeden Tag ein Stück bis zur nächsten Markierung abgebrannt wird.

Die ersten selbst gefertigten Adventskalender stammen aus der Zeit um 1850. Die Mutter des schwäbischen Pfarrerssohns Gerhard Lang (1881–1974) zeichnete 24 Kästchen auf einen Karton, auf jedes war ein „Wibele“ genäht. Wibeles sind ursprünglich aus dem Städtchen Langenburg in Hohenlohe stammendes Süßgebäck aus Biskuitteig. Gerhard Lang war später Teilhaber einer lithografischen Anstalt. Er

nahm statt der Wibeles farbeprächtige Zeichnungen, die man ausschneiden und auf einen Karton kleben konnte. Seit 1908 war dieser wenn auch fensterlose Adventskalender im Umlauf. Damals hieß er noch „Weihnachtskalender“. Die heutige Form des Kalenders mit zu öffnenden Türen kam um 1920 auf den Markt. Es gibt auch „alternative“ Adventskalender, die sich täglich mit religiösen Texten beschäftigen. Türchen gibt es darin nicht, wohl aber schön gestaltete Bilderseiten und besinnliche Geschichten und Gedichte.

Im Schnee

Gottfried Keller

Wie naht das finster türmende
Gewölk so schwarz und schwer!
Wie jagt der Wind, der stürmende,
Das Schneegestöber her!

Verschwunden ist die blühende
Und grüne Weltgestalt;
Es eilt der Fuß, der fliehende,
Im Schneefeld nass und kalt.

Wohl dem, der nun zufrieden ist
Und innerlich sich kennt!
Dem warm ein Herz beschieden ist,
Das heimlich loht und brennt!

Wo, traulich sich dran schmiegend, es
Die wache Seele schürt,
Ein perlend, nie versiegendes
Gedankenbrauwerk rührt!



Maria durch ein Dornwald ging



Eines der schönsten Adventslieder, die eine jahrhundertelange Geschichte haben, ist „Maria durch ein Dornwald ging“. Ursprünglich war es kein Advents-, sondern ein Wallfahrtslied, und es wurde im Eichsfeld gesungen. Von dort verbreitete es sich durch mündliche Überlieferung im 19. Jahrhundert im Bistum Paderborn. August von Haxthausen (1792–1866), ein bekannter Jurist, Agrarwissenschaftler, Publizist und Märchensammler, der auf seinem Gut „Bökerhof“ im heutigen Kreis Höxter mit vielen Romantikern zusammentraf, gab mit seinem Verwandten Dietrich Boholz-Asseburg 1850 eine Sammlung geistlicher Lieder heraus, in die dieses Lied aufgenommen wurde. Die Brüder Grimm waren im Schloss Bökerhof und auf der benachbarten „Abbenburg“ gern gesehene Gäste. Haxthausens Stiefnichte Annette von Droste-Hülshoff beteiligte sich an den Märchen- und Liedsammlungen. Ob das Lied „Maria durch ein Dornwald ging“ schon aus dem 16. Jahrhundert stammt, ist nicht bewiesen, doch im „Andernacher Gesangbuch“ von 1608 ist ein Lied („Jesus und seine Mutter zahrt“) überliefert, das „nach der Melodie ‚Maria durch ein Dornwald ging‘“ gesungen wurde. Erst die „Jugendbewegung“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschaffte dem Lied Popularität. Die Fassung, die heute üblicherweise gesungen wird, hat drei Strophen. 1850 bestand es aus sieben Strophen.



Maria durch ein Dornwald ging

Text und Melodie: aus dem Eichsfeld, 16. Jh.

^e ^a ^H
 Ma - ri - a durch ein Dorn - wald ging;
^e ^D ^G ^G
 Ky - ri - e - lei - son. Ma - ri - a durch ein
^D ^e
 Dorn - wald ging, der hatt' in siebn Jahrn kein
^H ^a ^e ^H ^e
 Laub ge - tra - gen. Je - sus und Ma - ri - a.

Was trug Maria unter ihrem Herzen?
 Kyrie eleison.
 Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen,
 das trug Maria unter ihrem Herzen.
 Jesus und Maria.

Da haben die Dornen Rosen getragen.
 Kyrie eleison.
 Als das Kindlein durch den Wald getrag'n,
 da haben die Dornen Rosen getrag'n.
 Jesus und Maria.

LEBKUCHEN

Schon um 350 v. Chr. entstanden die ersten Aufzeichnungen über die gewürzten „Honigkuchen“. Und schon die Ägypter kannten sie, denn sie verwendeten sie als Grabbeigaben. Die Römer nannten sie „panis mellitus“. Man strich Honig auf den Kuchen und backte beides zusammen. Früher wurde der Lebkuchen nicht nur zur Weihnachtszeit, sondern auch zu Ostern verzehrt. Er gehörte zur Fastenküche und wurde mit starkem Bier serviert.

Der heute bekannte Lebkuchen kam ursprünglich aus dem belgischen Dinant. Die Aachener haben ihn in den „Aachener Printen“ hochleben

lassen. Dann hörten die fränkischen Klöster von diesem Rezept, und die Nonnen nahmen ihn als Nachtmahl in ihren Speiseplan auf. Der Name „Pfefferkuchen“ ist seit 1296 in Ulm geläufig. Im 14. Jahrhundert kam er in Nürnberg zu großen Ehren; hier wurde er allerdings in Männerklöstern gebacken. Der „Nürnberger Lebkuchen“ hatte seine Geburtsstunde im nahen Kloster Heilsbrunn. Da für die Herstellung des Lebkuchens bestimmte Gewürze verwendet werden, schmückten sich Städte an Handelsstraßen wie Basel, Augsburg, Ulm und Köln mit diesem Privileg. Im westpreußischen Thorn heißen die Lebkuchen „Pflastersteine“. Weil sie nach einem Rezept aus dem Kloster der hl. Katharina von Alexandrien hergestellt wurden, nannte man sie auch „Kathrinchen“. Aus Schlesien kam seit dem 16. Jahrhundert das „Neisser Konfekt“ oder der „Neisser Pfefferkuchen“. Der Lebkuchen (mit-

telhochdeutsch „Lebkueche“) war Bestandteil der Klöster mit Hostienbäckereien. Hier wurden sie sogar auf Oblaten gebacken. Die Erfindung des Backpulvers trug zur Beliebtheit des Lebkuchengebäcks entschieden bei.

BARBARAZWEIGE

Barbarazweige werden am 4. Dezember, dem Fest der hl. Barbara geschnitten und in eine Vase gestellt. Je nach Gegend sind das Zweige von Obstbäumen wie Apfel, Pflaume und Kirsche oder Forsythenzweige, die dann zu Weihnachten leuchtend gelb blühen. Die hl. Barbara stammt wahrscheinlich aus Nikomedien, dem heutigen Izmit in der Türkei. Sie war die Tochter eines heidnisch-römischen Mannes mit Namen Dioskurus. Möglicherweise war ihre Mutter eine Sklavin. Der Vater wollte die Tochter gut heiraten, doch er merkte zu spät, dass sie sich während der letzten großen Christenverfolgung unter Diokletian Anfang des 4. Jahrhunderts hatte taufen lassen. Er ließ sie in einen Turm sperren und gab ihr, da sich ihr Widerstand nicht brechen ließ, um 306 eigenhändig den Tod. Mit der hl. Margareta (20. Juli) und der hl. Katharina von Alexandrien (25. November) gehört Barbara (4. Dezember) zu den „drei heiligen Madln“ und zu den 14 Nothelfern. Sie ist Patronin der Bergleute, der Artilleristen, aber auch der Sterbenden. Im 15. Jahrhundert entstand die Legende, auf dem Weg ins Gefängnis habe sich ein Kirschzweig im Gewand Barbaras verfangen. Sie stellte ihn in einen Krug mit Wasser und siehe, am Tag ihrer Hinrichtung trug er Blüten. Darin sah man ein Zeichen, dass Gott Barbara in die himmlische Herrlichkeit aufnehme. Die blühenden Barbarazweige verweisen zu Weihnachten auf das neue Leben, das mit der Geburt Jesu entsteht.


BARBARAZWEIGE

Am Barbaratage holt' ich drei Zweiglein vom Kirschbaum, die setzt' ich in eine Schale, drei Wünsche sprach ich im Traum: der erste, dass einer mich werbe, der zweite, dass er noch jung, der dritte, dass er auch habe des Geldes wohl genug. Weihnachten vor der Mette zwei Stöcklein nur blühten zur Frist: Ich weiß einen armen Gesellen, den nähm' ich, wie er ist.

Martin Greif

Im 15. Jahrhundert entstand die Legende, auf dem Weg ins Gefängnis habe sich ein Kirschzweig im Gewand Barbaras verfangen. Sie stellte ihn in einen Krug mit Wasser und siehe, am Tag ihrer Hinrichtung trug er Blüten. Darin sah man ein Zeichen, dass Gott Barbara in die himmlische Herrlichkeit aufnehme. Die blühenden Barbarazweige verweisen zu Weihnachten auf das neue Leben, das mit der Geburt Jesu entsteht.

Im 15. Jahrhundert entstand die Legende, auf dem Weg ins Gefängnis habe sich ein Kirschzweig im Gewand Barbaras verfangen. Sie stellte ihn in einen Krug mit Wasser und siehe, am Tag ihrer Hinrichtung trug er Blüten. Darin sah man ein Zeichen, dass Gott Barbara in die himmlische Herrlichkeit aufnehme. Die blühenden Barbarazweige verweisen zu Weihnachten auf das neue Leben, das mit der Geburt Jesu entsteht.



Lebkuchen

ZUTATEN:
 500 g Zucker, 500 g Haselnüsse, 500 g Sultaninen, 200 g Zitronat, 200 g Orangeat, 10 Eier, 250 g Butter, 2 Teelöffel Zimt, ½ Teelöffel Gewürznelken, 10 g Pottasche, 200 g Semmelbrösel, 6 Esslöffel Mehl, 12 cl Cognac, 3 Päckchen Kuchenglasur (Schokoglasur), 1 Päckchen Oblaten (7 cm)

Zitronat und Sultaninen durch den Fleischwolf drehen. Dann wird Cognac darübergegossen, die Masse mit den gemahlten Nüssen abgedeckt und über Nacht stehen gelassen. Nun kommen alle übrigen Zutaten hinzu und werden mit zerlassener, abgekühlter Butter vermennt, die auch auf die Oblaten gestrichen wird. Das Blech sollte nicht eingefettet werden. Weil der Teig sehr klebrig ist, ist es sinnvoll, mit dem Esslöffel eine kleine Portion auf eine Oblate zu streichen. Ein angefeuchteter Finger hilft, dass der Teig auf der Oblate glatt verstrichen wird. Die Lebkuchen etwa 20 bis 25 min lang bei 200 bis 220 °C backen.

DAS LEBEN DES HL. NIKOLAUS

Einer der beliebtesten Heiligen, der gleichsam zu einem Volksheiligen mit lebendigem Brauchtum geworden ist, ist St. Nikolaus. Es gibt historisch nur wenige gesicherte Daten aus seinem Leben. Umso zahlreicher sind die Legenden, die sich um die Gestalt des frommen Bischofs gebildet haben. Alle erzählen von seiner Großzügigkeit im Schenken, von seiner beispielhaften Nächstenliebe. Deshalb wird St. Nikolaus auch von vielen Menschen und Berufszweigen als Schutzpatron und Vorbild verehrt.

Nikolaus wurde vor 300 n. Chr. in Patera, einer kleinen Hafenstadt an der Südküste Kleinasien, geboren. Er soll der Sohn wohlhabender Eltern gewesen sein. Man sagt auch, seine Mutter sei die Schwester des Bischofs von Myra gewesen, sein Onkel habe ihn zum Priester geweiht und mit der Leitung eines Klosters betraut. Als junger Mann suchte Nikolaus die Wirkungsstätten Christi im Hl. Land auf. Nach dem Tode der Eltern, die an der Pest starben, verzichtete Nikolaus auf sein Erbe, um es bedürftigen Menschen zu schenken.

Uns ist der Heilige bekannt als Bischof von Myra. Myra war die Hauptstadt der alten römischen Provinz Lykien und liegt im Süden der heutigen Türkei. Vor seiner Ernennung zum Bischof bestand in der Diözese offenbar Uneinigkeit über die Nachfolge des verstorbenen Oberhirten. So wählte das Volk Nikolaus per Zuruf, durch demokratische Abstimmung, wie es in der Urkirche oft Brauch war. Die Legende berichtet auch, die Gemeinde habe beschlossen, den Priester zum Bischof zu ernennen, der als Erster am folgenden Morgen die Kirche beträte. – Es war Nikolaus.

Damals war es nicht leicht, einer Christengemeinde vorzustehen. Kaiser Diokletian verfolgte noch immer die junge Kirche, und auch Nikolaus war den Nachstellungen nicht entgangen. Im Jahre 325 nahm der Bischof wahrscheinlich am Konzil von Nicäa teil. Er wandte sich so heftig gegen die Irrlehre der Arianer und gegen die Kirchenspaltung, dass er von den Mitbrüdern zur Ruhe ermahnt wurde. St. Nikolaus starb zwischen 345 und 352 an einem 6. Dezember.

DIE VEREHRUNG DES HL. NIKOLAUS

Dass St. Nikolaus ein so beliebter Heiliger ist, verdanken wir eigentlich der griechischen Kirche, die ihn schon früh verehrte. Bis zum 9. Jahrhundert trat der Nikolauskult im byzantinischen Reich neben der Muttergottesverehrung an die zweite Stelle. Missionare zogen von Byzanz nach Russland und erzählten dort von seinem Leben; heute ist er dort einer der beliebtesten Heiligen, was zahlreiche Abbildungen auf Ikonen und Namensgebungen (Nikita) beweisen. Aber auch nach Süditalien, das einmal zum Herrschaftsbereich der Griechen gehörte, setzte sich der Kult vom 7. Jahrhundert an fort. Die griechische Prinzessin Theophano, die im Jahre 972 Kaiser Otto II. heiratete, übertrug die St.-Nikolausverehrung auch nach Deutschland und ins übrige Abendland. In Rom wählte ein Papst zum ersten Mal im Jahr 858 den Namen Nikolaus.

1071 besetzten die Türken Kleinasien und die Stadt Myra. Mit ihnen breitete sich auch der Islam aus. Der letzten Ruhestätte des hl. Nikolaus drohte Gefahr. Kaufleuten aus Bari in Süditalien gelang es, die Reliquien des Heiligen auf einem Schiff in Sicherheit zu bringen. Am 8. Mai 1087 trafen die Gebeine in Bari ein. Dieser Übertragung (Translatio) wird seither mit feierlichen Gottesdiensten und einem Volksfest besonders gedacht.

Während in Kleinasien die Nikolauskirchen allmählich verfielen, entstand in Bari die bedeutende Basilika San Nicola, in deren Krypta die Reliquien des Heiligen noch heute ruhen. Bekannte Persönlichkeiten wie Bernhard von Clairvaux und Brigitta von Schweden wallfahrteten mit vielen anderen Pilgern nach Bari und gaben Kunde vom Leben des Heiligen. Die Kreuzfahrer trugen ebenfalls zur Ausbreitung der Nikolausverehrung bei. An den Handels- und Pilgerstraßen Europas entstanden Kapellen und Hospize seines Namens. Von Italien kommend breitete sich der Kult über den St.-Bernhard-Pass und durch das Rhône-tal in Frankreich, Flandern und im ehemaligen Erzbistum Trier aus; er wanderte rheinabwärts durch Deutschland nach Holland. Flämische, niederländische, niederrheinische und westfälische Kolonisten nahmen die Verehrung des Heiligen mit bis an die Grenzen der slawischen Länder. Die deutschen Ordensritter und die Hanse machten St. Nikolaus in Preußen und in den Handelsstädten des Ost-

seeraumes bekannt. – Noch heute gibt es Nikolaikirchen z. B. in Lüneburg, Hamburg und Lübeck.

BRAUCHTUM UM DEN HL. NIKOLAUS

Die „Nordmänner“, die Normannen, die ihre Entdeckungsreisen per Schiff starteten, fanden schon bald Gefallen an dem volkstümlichen Heiligen und machten ihn zum Schutzpatron der Schiffer und Seeleute. Durch die Normannen gelangte der Nikolauskult in die Kloster- und Domschulen der Normandie und Frankreichs, das damals in der geistigen Entwicklung Europas und im Schulwesen eine Vorrangstellung innehatte. Die Legenden aus dem Leben des Heiligen wurden nicht nur vorgelesen, sondern meist am Vorabend seines Festes auch für die Bühne inszeniert. Ein Klosterbruder verkleidete sich und spielte den frommen Bischof, wobei er Geschenke verteilte und zum Gutsein mahnte und – wie eine alte Chronik aus der Abtei Bec in Nordfrankreich berichtet – im 12. Jahrhundert auch bereits die Rute mitbrachte. Am 28. Dezember, dem Fest der „Unschuldigen Kinder“, schlüpfte ein Schüler in die Rolle des Abtes oder Bischofs und übernahm für einen Tag dessen Funktion. Außer der Feier der Sakramente durfte er nach gutem Recht schalten und walten; alle Anordnungen des „Knabenbischofs“ mussten befolgt werden. Meist erklärte er den Tag für unterrichtsfrei, er sorgte für einen besseren Speiseplan oder beordnete unbeliebte Lehrer zum Abwasch in die Küche. Als „Schulherr“ für einen Tag belohnte oder bestrafte er die Gemeinschaft der Mitschüler, je nach ihren „Verdiensten“. Die Belohnung bestand in der Verteilung von getrockneten Apfelscheiben, Pflaumen, Nüssen, Mandeln und süßem Gebäck, die Bestrafung in einem Schlag mit der Rute.

Das „Knabenbischofsspiel“ endete während des „Magnifikat“ der Vesper. Dort heißt es in einem Vers: „Deposuit potentes de sede – er stürzt die Mächtigen vom Thron“. Hier war die eintägige Verzauberung des Schüleralltags vorbei ...

In Deutschland, Holland, Frankreich und England verlagerte sich das Spiel allmählich vom 28. Dezember auf den eigentlichen Nikolaustag. Von Nordfrankreich aus verbreitete sich aller Wahrscheinlichkeit nach

auch der bei uns eingeführte Brauch, einen als St. Nikolaus Verkleideten in die Schulen und Familien zu entsenden. In Italien und Südfrankreich war das nicht üblich. Als Quelle dient die Überlieferung, Nikolaus habe sich eines Nachts in der Klosterzelle eines Priors gezeigt und diesen mit der Rute aus dem Bett getrieben, weil er bei der Unterrichtung seiner Schüler nicht die nötige Sorgfalt und Geduld an den Tag gelegt habe. Eine Legende? Ein zweckdienliches Märchen? Mag sich auch ein Klosterbruder oder Schüler verkleidet haben und dem Prior zu Leibe gerückt sein – die „persönliche Einkehr“ des frommen Bischofs wird seither vielerorts gepflegt.

Dort, wo der Heilige nicht erscheint, legen die Kinder Kleidungsstücke bereit: Strümpfe und Schuhe sind beliebte Behältnisse für die Gaben des himmlischen Boten. Dieser Brauch erinnert an die Legende, wonach St. Nikolaus zur Nachtzeit Geldstücke (oder goldene Kugeln) in des armen Nachbarn Haus warf, damit er seine drei flüggen Töchter verheiraten konnte.

Teufelsangst und Dämonenglaube waren im Mittelalter stark ausgeprägt. Der Teufel folgte dem Kirchgänger noch bis unter den Eingang des romanischen Portals, an dessen Säulen der Steinmetz seine grinsende Fratze verewigte. Gutes und Böses, Belohnung und Strafe lagen dicht beieinander; die Trennwand war dünn und überall lauerte Gefahr. Kein Wunder, dass die Geschichte dem guten St. Nikolaus den bösen, gebändigten Teufel als Diener mit auf den Weg schickte, den Schwarzen, den Knecht Ruprecht, den Pelznickel oder Pelzbock – es ist ein entfernter Verwandter des allseits bekannten Beelzebub.

Die von ihm überlieferten Bilder sind fantasievoll ausgemalt: Ein Kerl in Bocksgestalt, mit Pelz und verzerrtem Gesicht. Im Rheinland heißt er bürgerlich „Hans Muff“, anderswo, so in Österreich, „Krampus“, was vom mittelhochdeutschen „krammen“ = mit den Klauen packen, abgeleitet ist.

Eine frühe griechische Legende erzählt, dass der heilige Nikolaus das Böse überwunden, gebändigt, in Ketten gelegt hat. Nicht mehr als ein Symbol, ein Bild dafür sollte die Begleitperson des Bischofs von Myra sein. Knecht Ruprecht aber wurde zum Schreckgespenst, das Kinder verängstigt und das seinen Schabernack treibt.

Legenden um den hl. Nikolaus



Um das Leben des hl. Bischofs Nikolaus haben sich etwa 150 Legenden gebildet. Eine der bekanntesten wird oft in Verbindung mit St.-Nikolaus-Abbildungen dargestellt: wie Nikolaus drei jungen Frauen die Heirat ermöglicht, indem er ihnen Goldstücke ins Fenster wirft.

NIKOLAUS VERHILFT DREI FRAUEN ZU EINER MITGIFT

Ein verarmter Edelmann wollte seine drei Töchter verheiraten, besaß aber nicht das notwendige Vermögen, um ihnen eine angemessene Mitgift zu geben. Da kam er auf die verwerfliche Idee, die Töchter möchten sich einem anrühigen Gewerbe verschreiben und so die Geldkassette auffüllen. St. Nikolaus erfuhr davon und beschloss, dem Edelmann zu helfen, ohne dass sein Name bekannt würde. So warf er in drei Nächten heimlich nacheinander drei Goldstücke oder goldene Kugeln durch ein geöffnetes Fenster in die Schlafzimmer der jungen Damen. Beim dritten Mal aber wachte der Vater, um dem unbekanntem Spender aufzulauern. Er eilte St. Nikolaus nach und dankte ihm von Herzen. Nikolaus beschwor ihn, nichts zu verraten. Aber später, als Nikolaus Bischof geworden war, erzählte der Edelmann von dessen hochherziger Tat. So kamen die drei Edelfräulein zu ihrer Aussteuer und den erwünschten Ehemännern.

Seither wird der hl. Nikolaus oft mit drei Goldkugeln oder drei Goldstücken abgebildet. Auf diese Legende geht auch der Brauch des Schenkens am 6. Dezember zurück. Statt Goldkugeln bekamen die Kinder Äpfel.

NIKOLAUS HILFT IN EINER HUNGERSNOT

Als Nikolaus Bischof von Myra war, brach eine große Hungersnot aus. Da erfuhr der Heilige von einem Schiff, das sich auf dem Wege nach Rom befand und mit einer Weizenladung im Hafen vor Anker lag. Er suchte den Kapitän auf und bat ihn, ihm hundert Sack Getreide abzutreten. Doch der Kapitän weigerte sich. Er sagte: „Ehrwürdiger Vater, das Korn ist in Alexandria gewogen worden und für die kaiserlichen Vorräte bestimmt. Wenn ich hundert Sack weniger abliefern, werde ich des Betrugs angeklagt.“

Nikolaus erwiderte: „Sei unbesorgt. Gib mir die hundert Sack, und du wirst in Rom ohne Verlust eintreffen.“

Da ließ sich der Kapitän erweichen und trat einen Teil der Ladung ab. Und in der Tat: Als die kaiserlichen Beamten in Rom das Getreide nachwogen, fehlte nichts.

NIKOLAUS RETTET EIN SCHIFF IN SEENOT

Vor der Küste von Lykien, unweit von Myra, geriet ein Schiff in Seenot. Die Wellen donnerten über das Deck und drohten den Bug unter Wasser zu drücken. Die Matrosen riefen in höchster Not den frommen Bischof um Hilfe an. Da erblickten sie plötzlich einen Mann an Bord, der ihnen Mut zusprach und allerlei Befehle erteilte. Willig folgten sie seinen Anweisungen. Er schien überall auf dem Schiff gleichzeitig zu sein: am Steuer, beim Segel, bei der Fracht, er packte zu, wo Hilfe nötig war. So brachten sie Schiff und Ladung sicher durch das Unwetter. Als sie in Myra einen Dankgottesdienst besuchte, erblickte die Schiffsbesatzung den Bischof beim Einzug in das Gotteshaus. Er sah dem Helfer an Bord verblüffend ähnlich. Da wussten die Männer, dass St. Nikolaus sie aus Seenot errettet hatte. Sie eilten auf ihn zu, um sich bei ihm zu bedanken. Nikolaus aber sagte: „Ihr habt mich erkannt. Besser ist, ihr erkennt euch selbst. Haltet treu zusammen. Denn nicht nur Unwetter, auch menschliche Bosheiten bringen euch in Gefahr und fügen euch Schaden zu. Teilt miteinander das Gute, das ihr erfahrt und gebt auch dem Fremden davon.“



Das Weihnachtsfest



Adalbert Stifter

Der Christabend*Karl Ludwig Theodor Lieth*

Mit stillem Schweigen sinket herab die Heil'ge Nacht,
gar hell und lieblich blinket des Abendsternes Pracht;
als wollte er mich fragen, wer heut geboren ist:
Ich kann es ihm wohl sagen, es ist der Heil'ge Christ.

Der Heil'ge kam von oben und war der Kinder Freund,
ihn will ich liebend loben, dass er's so gut gemeint,
voll Milde und Erbarmen, mit Vaterlieb' und Lust,
trug er sie auf den Armen, drückt er sie an die Brust.

Wohl nicht in Menschenweise wohnt er auf Erden mehr,
nur unsichtbar und leise noch wandelt er umher;
er suchet seine Kleinen und sucht von Haus zu Haus,
und wo sie fromm erscheinen, da geht er ein und aus.

Ich will zur Ruh' mich legen, und betend schlaf' ich ein!
Ich träum' von seinen Segen
und möchte bei ihm sein.
Möchte ihm mich dankend neigen,
dem lieben, Heil'gen Christ,
der in der Weihnacht Schweigen
so nah den Kindern ist.



Das Fest der Weihnacht



Eines der schönsten Feste feiert die Kirche fast mitten im Winter, wo beinahe die längsten Nächte und kürzesten Tage sind, wo die Sonne am schiefsten gegen unsere Gefilde steht, und Schnee alle Fluren deckt, das Fest der Weihnacht.

Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeste des Herrn der Christabend heißt, so heißt er bei uns der Heilige Abend, der darauffolgende Tag der heilige Tag und die dazwischen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholische Kirche begeht den Christtag als den Tag der Geburt des Heilands mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meisten Gegenden wird schon die Mitternachtsstunde als die Geburtsstunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Glocken durch die stille winterliche Mitternachtluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunklen, wohlbekanntem Pfaden aus schneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obstgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen, und die aus der Mitte des in beeiste Bäume gehüllten Dorfes mit den langen, beleuchteten Fenstern emporragt.

Mit dem Kirchenfeste ist auch ein häusliches verbunden. Es hat sich fast in allen christlichen Ländern verbreitet, dass man den Kindern die Ankunft des Christkindleins – auch eines Kindes, des wunderbarsten, das je auf der Welt war – als ein heiteres, glänzendes feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt und manchmal noch spät im Alter bei trüben schwermütigen oder rührenden Erinnerungen gleichsam als Rückblick in die einstige Zeit mit den bunten schimmernden Fittichen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt.

Man pflegt den Kindern die Geschenke zu geben, die das Heilige

Christkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu machen. Das tut man gewöhnlich am Heiligen Abend, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten ist. Man zündet Lichter und meistens sehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den schönen grünen Ästen eines Tannen- oder Fichtenbäumchens schweben, das mitten in der Stube steht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, dass der Heilige Christ zugegen gewesen ist und die Geschenke, die er mitgebracht, hinterlassen hat. Dann geht die Tür auf, die Kleinen dürfen hinein, und bei dem herrlichen schimmernden Lichterglanze sehen sie die Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tische herumgebreitet, die alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die sie sich nicht anzurühren getrauen und die sie endlich, wenn sie sie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Ärmchen herumtragen und mit sich in das Bett nehmen. Wenn sie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glockentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen sein, als zögen jetzt die Englein durch den Himmel oder als kehre der Heilige Christ nach Hause, welcher nunmehr bei allen Kindern gewesen ist und jedem von ihnen ein herrliches Geschenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Christtag, kommt, so ist er ihnen so feierlich, wenn sie frühmorgens mit ihren schönsten Kleidern angetan in der warmen Stube stehen, wenn der Vater und die Mutter sich zum Kirchgang schmücken, wenn zu Mittag ein feierliches Mahl ist, ein besseres als in jedem Tage des ganzen Jahres, und wenn nachmittags oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herumsitzen, miteinander reden und behaglich durch die Fenster in die Wintergegend hinausschauen können, wo entweder die langsamen Flocken niederfallen oder ein trübender Nebel um die Berge steht oder die blutrote kalte Sonne hinabsinkt. An verschiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen oder auf der Bank oder auf dem Fensterbrettchen liegen die zauberischen, nun aber schon bekannteren und vertrauteren Geschenke von gestern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kommt der Frühling und der un-

endlich dauernde Sommer – und wenn die Mutter wieder vom Heiligen Christe erzählt, dass nun bald sein Festtag sein wird und dass er auch diesmal herabkommen werde, ist es den Kindern, als sei seit seinem letzten Erscheinen eine ewige Zeit vergangen und als liege die damalige Freude in einer weiten, nebelgrauen Ferne. Weil dieses Fest so lange nachhält, weil sein Abglanz so hoch in das Alter hinaufreicht, so stehen wir so gerne dabei, wenn die Kinder dasselbe begehen und sich darüber freuen.

Christgeschenk

Johann Wolfgang von Goethe

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
gar mannigfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,
gebackne nur, den Kindern auszuspenden!

Dir möcht ich dann mit süßem Redewenden
poetisch Zuckerbrot zum Fest bereiten.
Allein was soll's mit solchen Eitelkeiten?
Weg den Versuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch gibt es noch ein Süßes, das vom Innern
zum Innern spricht, genießbar in der Ferne,
das kann nur bis zu dir hinüberwehen.

Und fühlst du dann ein freundliches Erinnern,
als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
wirst du die kleinste Gabe nicht verschmähen.

Paula Dehmel

Wie der alte Christian Weihnachten feierte



„Kind“, sagte am Vortage des Weihnachtsfestes meine gute Mutter zu mir, „Kind, geh, bring' dem alten Christian seine Kuchenstolle und dieses Paket. Sag', ich ließ' ihn schön grüßen, und er möchte das Fest und das neue Jahr gesund und ruhig verleben. Diesmal wär' zu viel Arbeit, ich könnt' nicht selber abkommen.“

Ich blickte etwas erstaunt und beunruhigt von meinem Buche auf. Ich kannte den mürrischen alten Waldhüter recht gut. Wie oft hatte ich mich als kleines Mädchen vor seinem großen rostigen Schnurrbart gefürchtet, wenn er uns beim Beerensuchen auf verbotenen Plätzen überraschte und uns mit seinem Brumbass aufschreckte und davonjagte.

Jetzt freilich hatten wir ihn nicht mehr zu fürchten, denn er war schon seit zwei Jahren pensioniert. Nach dem Tode des alten Försters, dem er sehr ergeben war, hatte auch er um seine Entlassung gebeten. Das Reißen in den Füßen sei zu arg, meinte er, er könne nicht mehr stundenlang im Walde umherlaufen; und mein Vater, der Arzt im Städtchen war, hatte ihm das gewünschte Attest ausgesellt. Seitdem hatten wir einen neuen Förster und einen neuen Waldhüter, und beide nahmen es nicht so genau mit uns Kindern. Der alte Christian Merkenthin aber zog zur Witwe Klemm draußen in der Vorstadt, die dem Walde am nächsten lag, und ließ sich selten blicken. Zu ihm sollte ich nun gehen.

Meiner Mutter, der meine Unruhe nicht entgangen war, lächelte: „Geh' nur, Kind, er ist in seiner Stube anders als du ihn sonst kennst, und du bist schon groß und verständig genug, um deine Freude an dem prächtigen alten Manne zu haben.“

Ich nahm meinen Mut zusammen, als ich die gute Mutter so reden

hörte, klappte mein Buch zu, langte Hut und Mantel vom Riegel und machte mich gehbereit. „Wenn du dem Christian ein wenig Gesellschaft leisten willst, kannst du das gerne tun“, sagte meine Mutter noch, indem sie mir sogleich die Pakete in den Arm legte, „um sechseinhalb Uhr wird beschert, da musst du wieder hier sein.“

Ich nickte still, sagte ihr Lebewohl und ging mit leiser Neugier im Herzen und etwas Bangigkeit die Hauptstraße der Stadt hinunter. Ich beschleunigte meine Schritte und war bald aus der Häuserreihe heraus. Die Wiesen, die sich bis zum Waldrande ausbreiteten, lagen im tiefen Schnee, und auf den kahlen Ästen der Kirschbäume, die die Chaussee begrenzten, hockten und flatterten Hunderte von Krähen, die wohl vergebens nach Futter suchten. An den beiden verschneiten Kornmühlen vorbei, die leise im Winde knarnten, kam ich mit rot gefrorener Nase und steifen Fingern endlich bei dem Häuschen der Witwe Klemm an, wo mich ein kleiner schwarzer Spitz mit wütendem Gebell ansprang. Die Frau des Hauses, die auf sein Kläffen herauskam, rief ihn zurück und maß mit großen Augen den unerwarteten Besuch. Auf meine Bitte führte sie mich jedoch bereitwillig die steile Holzterrasse hinan auf den kleinen, mit frischem Sand bestreuten Flur, wo sie an eine der Türen klopfte. Ohne lange das Herein abzuwarten, öffnete sie, steckte den Kopf in die Spalte und meldete: „Eine kleine Jungfer wünscht Euch zu sprechen, Herr Merkenthin“, worauf sie die Tür weit aufsperrte und mit einem schnellen, neugierigen Blicke verschwand.

Dichter Tabaksqualm umfing mich, als ich zögernd näher trat und die Tür hinter mir zu-





*Heilige Drei
Könige*

PERCHTENTAG

Der 6. Januar galt ursprünglich auch als „Perchtentag“. Beim Mumenschanz des Perchtenlaufens in Oberdeutschland erbat man sich den Segen der „Berchta“, althochdeutsch „Perchta“. Das war ein imaginäres Wesen ähnlich der Frau Holle, das in den zwölf heiligen Nächten durch die Lüfte fährt, um die Fruchtbarkeit der Felder zu sichern und jeden schädlichen Einfluss von ihnen fernzuhalten. Der „Perchtentag“ wurde später auf den letzten der Faschingstage verlegt.

Der Stern

Wilhelm Busch

Hätt' einer auch fast mehr Verstand
als die drei Weisen aus Morgenland
und ließe sich dünken, er wäre wohl nie
dem Sternlein nachgereist wie sie;
dennoch, wenn nun das Weihnachtsfest
sein Lichtlein wonniglich scheinen lässt,
fällt auch auf sein verständig Gesicht,
er mag es merken oder nicht,
ein freundlicher Strahl
des Wundersternes von dazumal.

HEILIGE DREI KÖNIGE

Im Dom zu Köln steht der Drei-Königs-Schrein, der die Gebeine der „Heiligen Drei Könige“ oder der „Weisen aus dem Morgenland“ enthält. Auf abenteuerliche Weise kamen sie hierher. Wer am 6. Januar, ihrem Fest, das auch Epiphanie = Erscheinung des Herrn genannt wird, die Kölner Bischofskathedrale betritt, nimmt an einem der feierlichsten Ereignisse teil, die die katholische Kirche zu bieten hat. Die auch als Magier bezeichneten drei fremdländischen Boten an der Krippe zu Bethlehem gelten als die ersten Vertreter der damals bekannten drei Kontinente Europa, Afrika und Asien, aber auch als Vertreter der drei Lebensphasen Jugend, Lebensmitte und Alter. Auch sieht man in ihnen Abbilder der biblischen Rassen, die Semiten, Chamiten und Japhetiten als Nachfahren der Söhne Noahs. Als einziger Evangelist berichtet Matthäus von den drei Männern, die, von einem Stern geleitet, aus dem Osten kamen, um dem neugeborenen König zu huldigen und ihm als Geschenke Gold, Weihrauch und Myrrhe zu überreichen. Damit brachten sie den herrschenden König Herodes in arge Verlegenheit, der von einer Geburt in der Königsstadt Jerusalem nichts wusste und nun eine bedrohliche Konkurrenz fürchtete. Im Laufe der Zeit und vor allem im Mittelalter geriet das Dreikönigsfest zu hohen Ehren und wurde zum Ziel vieler Pilgerströme. Der Pilgerweg nach Santiago de Compostela zum Grab des hl. Jakobus führte zwangsläufig auch über das „hillige Köln“, das „heilige Köln“.

DREIKÖNIGSBRUCH

Ein alter Brauch hat sich bis heute in manchen Regionen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz erhalten: In einem Kuchen, einem Gebäckstück oder einem Pudding, die an diesem Tag serviert werden, versteckt die Köchin eine Bohne oder sogar eine kleine Krone. Wer sie entdeckt (vorausgesetzt, er verschluckt sie nicht), ist „Bohnenkönig“. Der flämische Barockmaler Jacob Jordaens hat ein bezauberndes Gemälde mit dem Titel „Das Fest des Bohnenkönigs“ geschaffen, das nur so vor Lebenslust sprüht.



DREIKÖNIGSWASSER

Im „Benediktionale“ der katholischen Kirche heißt es zum 6. Januar: „Drei Wunder ehren diesen heiligen Tag: Heute führte der Stern die Weisen zum neugeborenen König. Heute wurde bei der Hochzeit Wasser zu Wein. Heute wurde im Jordan Christus von Johannes getauft, uns zum Heil. Halleluja.“

Drei Christusfeste konzentrieren sich an diesem Tag. Für die Ostkirche und die koptische Kirche ist der 6. Januar ja noch heute der Tag der Geburt Jesu. Die „Wassersymbolik“ dieses Tages hat dazu geführt, dass an diesem Fest die Flüsse gesegnet und geweihtes Wasser nach Hause getragen werden.

Der hl. Johannes Chrysostomos (344–407) überlieferte: „Die Leute bringen um Mitternacht dieses Festes Wasser in Krügen, das sie geschöpft haben, nach Hause und bewahren es das ganze Jahr auf, weil heute dieses Wasser geheiligt ist. Es geschieht ein offenes Wunder, da dieses Wasser trotz der Länge der Zeit, oft zwei und drei Jahre lang, unverdorben und frisch bleibt und trotz so langer Zeit mit dem erst jüngst geschöpften Wasser durchaus wetteifern kann.“ Neben dem „Osterwasser“ hat sich auch das „Dreikönigswasser“ den Status eines besonders kostbaren, geweihten Wassers erhalten. Der Volksmund sagt: „Nichts fürchtet der Teufel mehr als das Weihwasser.“

O MENSCHENKIND! HALTE TREULICH SCHRITT!

Peter Cornelius

O Menschenkind! Halte treulich Schritt!
Die Könige wandern, o wandre mit!
Der Stern der Liebe, der Gnade Stern
erhelle dein Ziel, so find'st du den Herrn.
Und fehlen Weihrauch, Myrrhen, Gold,
schenke dein Herz dem Knäblein hold!

Johannes Kuhn

An der Grenze



Es war im Dezember 1945. Der Krieg war seit acht Monaten zu Ende. Noch erschien der Friede als etwas, was kaum diesen Namen verdiente. Deutschland war in vier streng voneinander geschiedene Zonen unterteilt. In der sowjetischen Besatzungszone lag Plauen, meine Heimat. Seit über einem Jahr hatte ich meine Eltern nicht gesehen. Einen geregelten Postverkehr gab es noch nicht. Ich wusste nur, dass sie noch lebten und dass das Haus noch stand. Ich war damals Aspirant – so nannte man das – bei der Rheinischen Mission, also Anwärter auf eine Missionarsausbildung in Wuppertal.

Meine vierzehn Tage Urlaub zum Besuch meiner Eltern wurden mir genehmigt, und so machte ich mich wenige Tage vor dem Heiligen Abend auf, um auf irgendeine Weise nach Plauen zu kommen – damals ein Abenteuer. Zugverbindungen entsprachen eher Zufallsbekanntschaften als irgendeinem Fahrplan. Man wartete einfach in einem Wartesaal mit vielen anderen, bis sich wie ein Lauffeuer der Ruf verbreitete: Ein Zug kommt! Manchmal war es nur ein Güterzug oder ein leerer Kohlenzug. Aber er brachte einen wieder ein Stück weiter. Am 23. Dezember kam ich endlich in Hof an. Dort war Endstation für alle Züge, die früher über Plauen und Reichenbach nach Leipzig oder Dresden gegangen waren. Für die wenigsten Reisenden freilich war Hof das Ziel. Die meisten wollten von hier aus schwarz über die Grenze – aber wie?

Einer sagte: „Ich kenne hier jemanden, der kann uns wenigstens ein paar Kilometer zur Grenze fahren. Wir müssen aber alle etwas zahlen.“ Und so ratterten wir wenig später auf dem Anhänger eines Traktors von Hof in Richtung Grenze. Es war kalt geworden. Ein eisiger Wind fegte von den Höhen des Vogtlandes herunter in die Hofer Senke. Nach einer halben Stunde stoppte der Traktor, der Fahrer wies

auf einen Waldrand und sagte: „Von da an nach rechts, bis ihr an die Bahnlinie kommt, die auf die Grenze zuführt. Und die Grenzstation müsst ihr halt dann weiträumig umgehen.“ So trotteten wir los, einer hinter dem anderen.

Es fing an zu schneien. Je näher wir der Grenze kamen, um so stiller wurden wir. Wir hatten schlicht Angst davor, was uns passieren würde, wenn man uns erwischte. Aber es ging dann alles ganz unkompliziert vor sich. Die Bahngrenzstation ließen wir in weitem Abstand liegen und kamen weit dahinter wieder an den Schienenstrang, der von Hof über Gutenfürst nach Plauen führt. Es schneite unaufhörlich, und wir betrachteten das jetzt mehr als Schutz denn als Gefahr. Gegen 4 Uhr morgens erreichten wir Mehlteuer und erreichten noch den ersten Zug, der nach Plauen zuckelte.

Meine Eltern staunten nicht schlecht, als ich um 6 Uhr zu ihnen in die Backstube kam. Es gab ein großes Hallo, ein herzliches Wiedersehen und dankbare Freude. Weihnachten

beieinander zu sein, das hatten wir kaum zu träumen gewagt. Es gab viel zu erzählen, was in diesem Jahr alles gewesen war. Aber zunächst galt es jetzt, mit zuzupacken. Denn viele hatten von dem Wenigen, was

es auf Marken gab, etwas zusammengespart, damit wenigstens zu Weihnachten ein bisschen von dem, was einmal „Dresdner Stollen“ genannt wurde, auf den Tisch kam. Ich hatte nicht nur schöne Tage, denn ich hörte von Freunden, die gefallen waren, von verworrenen Verhältnissen und von Verrat und Enttäuschung, durch die vieles anders geworden war. Ab und zu nahm ich meine alten Skier und zog hinaus nach Schöneck, ins obere Vogtland, um dort Ski zu fahren. Die Zeit ging schnell vorbei. Am 5. Januar musste ich wieder los. Meine Eltern waren, bei aller Trauer des Abschiednehmens, doch froh,



QUELLENVERZEICHNIS

Texte:

Karl Heinrich Waggerl, Die stillste Zeit im Jahr, aus: Karl Heinrich Waggerl, Sämtliche Weihnachtserzählungen, © Otto Müller Verlag, Salzburg 2013.

Ruth Schaumann, „Von Esel und Ochs“, aus: Dies., Der Weihnachtsstern. Geschichten, Legenden und Gedichte
© Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. 1957, S. 41–48.

Hans Fallada, „Lüttenweihnachten“, aus: Hans Fallada. Ausgewählte Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben von Günter Caspar
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1985, 2009.

„Unter dem Christbaum“, aus: Hermann Hesse, Gedenkblätter. Erinnerungen an Zeitgenossen. © Suhrkamp Verlag.

Christa Spilling-Nöker, Vom lieben, bösen Weihnachtsmann: Alle Rechte bei der Autorin.

Klaus Granzow, Ein Weihnachtslied für die Kinder, in: Weihnachtsgeschichten aus Pommern, herausgegeben von Gundel Paulsen, erschienen im Husum Verlag. Alle Rechte beim Autor.

Erich Kästner, Sechsendvierzig Heiligabend aus: Der tägliche Kram
© Atrium Verlag, Zürich 1948 und Thomas Kästner.

Johannes Kuhn, An der Grenze: Alle Rechte beim Autor.

Karl Heinrich Waggerl, Warum der schwarze König Melchior so froh wurde, aus: Karl Heinrich Waggerl, Sämtliche Weihnachtserzählungen, © Otto Müller Verlag, Salzburg 2013.

Bilder:

Alle farbigen Abbildungen: © Victorian Traditions/shutterstock

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet: www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4134-0

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Umschlagabbildung: © Michael Manco/#shutterstock
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)